



Ein ganzes Volk als Opfer einer Wahn-Idee.

---



ganz unheimliche Quantitäten davon vertilgen. Im Notfall macht er auch einige kurze Pausen oder legt sich vor seiner Hütte an die Sonne, um die überflüssige Feuchtigkeit auszuschnappen, dann kann das Trinken von neuem losgehen. Bei gewissen Festlichkeiten, wie bei Hochzeiten usw., dauern solche Trinkgelage oft mehrere Tage nacheinander, und damit es nicht am nötigen Raß fehlt, tragen die Weiber auf ihren Köpfen große Utschwala-Töpfe herbei, manchmal aus ganz beträchtlicher Entfernung. Zu gewissen Zeiten, namentlich kurz nach der Ernte, wenn überall Amabele in Ueberfluß zu haben ist, finden regelmäßige Trinkgelage statt, heute in diesem Kraal, morgen in jenem, wobei es natürlich hoch hergeht. Ein Fest, eine Beratung, eine größere Zusammenkunft ohne Utschwala kann sich der Kaffer kaum denken; die Hauptsache würde da einfach fehlen und er käme ein zweitesmal nicht so leicht wieder.

Auf eine spezielle Einladung braucht niemand zu warten; eine solche wird nämlich nur an Personen von hohem Stand, wie an Häuptlinge und seine Räte geschickt. Jeder, der kommt, nimmt ohne weiteres am Gelage teil, und sei er auch ein welfremder Mensch, den niemand kennt. In Gärten fehlt es nie. Man sagt, der Kaffer rieche es, wenn irgendwo im Umkreise von ein paar Stunden Utschwala getrunken wird. Tatsächlich ist ihm da kein Weg zu weit und kein Wetter zu schlecht; das alles nimmt er gern mit in Kauf, wenn er nur wieder einmal zu seinem Lieblingsgetränk kommt.

Uebrigens kennt auch der Schwarze bei seinen Mahlzeiten und Trinkgelagen eine gewisse Etikette, über die sich niemand hinwegsetzen darf. Einer der Anwesenden, in der Regel der Hausherr selbst oder dessen Frau, schäumt das Bier ab, füllt damit eine ukamba, ein kleineres Gefäß, das aber immerhin noch mehrere Liter faßt, und nimmt zuerst davon einen herzhaften Schluck, um dann das Gefäß mit verständnisvollem Blick dem harrenden Nachbarn zu reichen, worauf es in dem betreffenden Zirkel in die Runde geht. Etwa je fünf oder sechs haben zusammen eine eigene ukamba. Wieviel dabei der einzelne getrunken, ist schwer zu sagen; aber fast jeder meint, er sei eigentlich etwas zu kurz gekommen und sein Nachbar habe des Guten zu viel getan. In Natal und im Zululand trinkt der Gastgeber deshalb vor allen andern, um dadurch feierlich zu befehlen, daß sein Bier frei von Gift sei und daher ohne Bedenken getrunken werden könne. Und dennoch kommen bei solchen Trinkgelagen Vergiftungen vor. Man sagt, daß sie das starke Gift zwischen ihre langen, schmutzigen Fingernägel stecken und es in dem Augenblick in die ukamba fallen lassen, wenn sie, nachdem sie selbst getrunken, mit ihren Fingern den Rand des Gefäßes abwischen.

Kommen die Becher in eine animierte Stimmung, so gibt es bald Streit und Schlägereien. Jeder Kaffer ist mit ein paar tüchtigen Stöcken versehen und ein Meister im Fechten. Ohne Stock geht er nicht aus; er sagt, er tue es der Schlangen wegen, die überall im Grase lauern; tatsächlich aber macht er auch sonst davon ergiebigen Gebrauch. Da kann's entsetzliche Prügeleien, förmliche Schlachten absezen. So ein richtiger Kafferschädel kann aber auch an Hieben etwas ertragen. Einen Schlag mit einem dicken Knotenstock, der jeden Weißen töten oder wenigstens auf viele Stunden betäuben würde, achtet er kaum. Es grauet ihm wohl etwas im Kopf, allein das scheint erst Leben und Kraft in ihn zu bringen, er erwidert Hieb auf Hieb, bis endlich einer sitzt und der Gegner am Boden liegt. Am nächsten Tag, nachdem sie ihren Kampf ausgeholfen

haben, laufen sie dann mit ihren Beulen und Löchern im Kopf zum Doktor und lassen sich verbinden. Meist hat die Sache wenig zu bedeuten, denn diese Naturmenschen haben eine eiserne Gesundheit, und die größten Wunden heilen bei ihnen auffallend schnell.

Das Gesagte bezieht sich allerdings zunächst auf heidnische Verhältnisse. Es gibt protestantische Sektten, wie die der Methodisten, welche den Mitgliedern ihrer Kirche alle geistigen Getränke vollständig verbieten, wir tun das aus guten Gründen nicht. Unsere Missionäre begnügen sich mit einer entsprechenden Ueberwachung solcher Zusammenkünfte; Genuß von Bier wird den schwarzen Neuchristen erlaubt, doch nur in bescheidenem Maße; und will einer ein Trinkgelage veranstalten, so muß er sich zuvor die Erlaubnis hiefür einholen, und wird genau Zeit und Ort bestimmt. So bleibt alles in anständigen Grenzen und sind gewisse Ausschreitungen zum voraus abgeknitten. Wir haben übrigens eine beträchtliche Zahl Christen, welche zeitweilig ganz aus freien Stücken dem Biergenuß vollständig entsagt haben; das sind allerdings Leute, die auch sonst in jeder Beziehung als Musterchristen gelten können.

## Ein ganzes Volk als Opfer einer Wahn-Idee.

Von P. Albert Schweiger.

(Fortsetzung.)

Die „Offenbarungen“ der Geister, die an Mischakafa und seine Tochter Nongqausi ergingen, wurden immer zahlreicher und bedeutungsvoller. Das Mädchen steht im Angesichte einer ungeheuren Volksmenge mitten im Fluß. Sie hört unter ihren Füßen ein geheimnisvolles Singen und Rauschen. Es sind die Stimmen der Geister, die in der Tiefe zu einem großen Rat versammelt sind. Was wollen sie? — Opfer, Opfer! — Hat man nicht schon genug Tiere geschlachtet? — Nein, die Geister verlangen neue Opfer, noch mehr, immer mehr!

Ein gewisser Häuptling, Sandile mit Namen, hatte bisher der Sache nicht recht gerraut und daher mit dem Schlachten seiner Herden gezögert. Da kommt sein Bruder Maqoma zu ihm mit der Versicherung, er selbst habe mit seinen eigenen Augen die Geister gesehen — der Wahn wirkte, wie es scheint, ansteckend! — und mit zwei verstorbenen Indunas (Räten) seines Vaters verkehrt. Diese ließen ihm sagen, er möge sofort alle seine Kinder töten, falls er nicht mit dem „weißen Mann“ zu Grunde gehen wolle. Das wirkte! Wenn der eigene Bruder solches sah und verkündete, mußte es doch wahr sein.

Viele hunderte von Tieren hatte man schon im ganzen weiten Bezirk den Geistern geopfert, da erging von ihnen an Mischakafa der Befehl, vollends den letzten Rest zu opfern, von all den vielen Herden sollte auch nicht ein einziges Stück am Leben bleiben. Noch mehr: auch das Getreide in den Kornspeichern, Mais und Amabele (Kaffernkorn, eine Art Hirse) sollte man vernichten! — Aber wovon dann leben? — Nur keine Sorge, das ist alles nur ein kurzer Uebergang, ein kleines Opfer, eine leichte Prüfung, die Einleitung einer neuen, geradezu paradiesischen Zeit. Hört, was die Geister in der Tiefe verkünden:

„Am ersten oder zweiten Vollmond des kommenden Jahres werden zum Lohn für die geschlachteten Tiere ungezählte Tausende neuer Kinder, viel schöner und



fetter als die geopfert, aus dem Flusse steigen und sich auf den grünen, saftigen Weiden und Fluren ergehen. Daneben werden ausgedehnte Aecker und Felder zum Vortheil kommen, dicht bestanden mit wogendem Getreide, reif zur Ernte. Die alten Kornkammern werden bis zum Rande mit Amabele und Mais sich füllen. Dann gibt's lustige Tage, das Volk mag sich niederlegen und schmausen! —

Noch nicht genug der Herrlichkeit, die alten gefeierten Heroen der einzelnen Stämme, die Großen und Weisen längst vergangener Zeiten werden kommen, unser Glück zu teilen. Sie alle werden auferstehen, ja es wird kein Alter und keinen Schmerz, keine Trauer und keine Klage mehr geben; in ewiger Jugend und Schönheit soll jeder seines Glückes sich freuen! ...

Wen soll eine solche Herrlichkeit nicht erfreuen? War sie nicht jeglichen Opfers wert? Mit Freuden schlachteten die betörten Menschen all' ihre Herden hin und warfen ihre Vorräte an Korn in den Fluß. Sie wuschen ihren Glauben und ihren Gehorsam gegen die Geister bekunden, ein Opfer bringen und sich schützen gegen die Rache geheimnisvoller Mächte. Denn der große Tag der Entscheidung ist nahe, für die einen ein Tag des Segens, für die Engländer aber und die mit ihnen verbündeten Jingoos ein Tag des Schreckens und des Gerichtes, denn das Himmelsgewölbe wird auf sie herabfallen und sie zerschmettern allzumal.

Geger 200 000 Kinder wurden im ganzen geschlachtet, — so reich war damals dieses Volk, und wie arm ist es jetzt! — für die Häute kauften sie in den englischen Kaufläden oder Stores eine Menge europäischer Waffen, namentlich Gewehre, ein

Zeichen, daß dem Ganzen doch ein politisches Moment zu Grunde lag. Man geht vielleicht nicht gar so irre, wenn man annimmt, die ganze Geschichte sei von einem fanatischen Häuptling eingefädelt worden. Die Abneigung gegen die Engländer war da, jedermann hätte die Fremdlinge gern los gehabt, doch es fehlte unter den Schwarzen an Energie und vor allem an einem festen Zusammenhalt. Brachte man sie aber durch eine allgemeine Hungersnot an den Rand des Verderbens, dann



Kaffirische Wahrsagerin in der Nähe von Mariannhill.



ließ sich hoffen, daß das ganze Volk wie Ein Mann sich erhob und sich mit der Kraft der Verzweiflung über die Weißen hermachte, zunächst um Speise zu bekommen, und dann um für immer der lästigen Dränger los zu werden. Besah man bei diesem Aufstand auch europäische Waffen, so war am endlichen Sieg vollends nicht mehr zu zweifeln. — Das alles ist zwar bloß eine Hypothese, allein ich glaube, sie birgt viel Wahrscheinlichkeit in sich.

Die englische Regierung war inzwischen auch nicht müßig. Sie zog aus der ganzen Kapkolonie all ihre Soldaten zusammen und verstärkte jeden Posten. Mit der Regierung verbanden sich die weißen Kolonisten; alles war bereit, dem Feind offenen Mutes entgegenzutreten, komme was da wolle. Daneben machte man sich mit allem Eifer daran, Kornspeicher und sonstige Magazine für Nahrungsmittel anzulegen, denn man sah voraus, daß man in Bälde vor der traurigen Aufgabe stünde, ein ganzes Volk vom sicheren Hungertode zu retten.

Die betörten Schwarzen aber waren blind für alles. Eine fanatische Idee, ein an Wahnsinn grenzender Aberglaube beherrschte alle Gemüther und machte sie unzugänglich für jede Belehrung. Die Weißen bekamen von ihnen nur höhnische Gesichtser zu sehen und man gab ihnen deutlich zu verstehen, sie sollten nur auf der Hut sein, bald werde das Blatt sich wenden; dann werde der Schwarze wieder im Lande herrschen und der Weiße müsse weichen, wenn er überhaupt noch am Leben sei.

Auf der einen Seite des Großen-Keisflusses herrschte schon bittere Hungersnot. Die Leute starben massenhaft dahin, die Hilfe der Geister blieb aus. Begreiflich, denn der Häuptling Sandile, von dem wir eben berichteten und der auf der anderen Seite des Flusses wohnte, war mit dem Schlachten seiner Herden noch nicht fertig. Nichts soll mehr im Lande sein, weder ein Stück Vieh, noch eine Hand voll Getreide, dann erst wird das große Wunder erfolgen.

Einer der obersten Räte Sarilis, der Seele des Ganzen, widersehte sich lange diesem unheilvollen Treiben. Als er endlich einsah, daß alles nutzlos sei, sprach er zu seinen Leuten: „Gut, macht es wie die übrigen. Tödet alle Kinder und vernichtet das Getreide! Der Infos (Häuptling) will es so haben.“ Dann floh er im Irrsinn aus seiner Heimat. Viele handelten wie er; sie sahen zwar das Verkehrte und Wahnsinnige dieses unerhörten Treibens ein, allein der „Infos“ wollte es so haben. Gut, so taten sie eben mit. Der Wille des Fürsten war für sie ein blindes, zwingendes Gesetz.

Die große Mehrzahl aber glaubte wirklich steif und brennfest an die Verheißungen der guten Geister. Mit Beginn des Jahres 1857 herrschte in ganz Kaffraria und den angrenzenden Gebieten eine rege, freudige Tätigkeit. Es wurden neue, geräumige Kraale gebaut für die alten Fürsten und Ahnen, die ja in Bälde auferstehen sollten, sowie große Nibabas (Ochsenställe) für die in Menge zu erwartenden Kinder. Man machte neue riesige Geschirre und legte die größten Kalabassen zurecht für die Aufbewahrung von Milch, man höhlt neue Gruben aus und baute Keller und Magazine für das wunderbare, in unermesslicher Güte ankommende Getreide. Jetzt litt man zwar Hunger, doch das machte nichts, bald sollte ja alle Not vorüber sein. Hunderte starben, doch was hatte es zu sagen? Beim nächsten Vollmond würden ja alle wieder aufstehen und zwar viel jünger und gesünder als bisher. —

O die armen, törichtten Leute, wie bitter sollten sie enttäuscht werden! —

(Fortsetzung folgt.)

## Meine Reise ins Zululand.

Vom Hochw. P. Emanuel Hanisch.

(Fortsetzung.)

Centocow. — Ich fühlte mich sofort ganz heimlich in Endulinde, denn mein Gastgeber und seine Frau waren recht gute, biedere Leute. Auch sie freuten sich, nach langer Zeit wieder einmal einen Europäer beherbergen zu können. Als es schon dunkel war, setzten wir uns zu Tisch; der englischen Sitte gemäß wurde ich dabei als Gast aufgefordert, das Tischgebet zu sprechen. Das einfache Mahl mundete mir nach dem langen Marsche ausgezeichnet, und auch die Unterhaltung ließ an Gemütlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Nach dem Essen wurde mir zu meiner nicht geringen Ueberraschung, hier in der afrikanischen Wildnis, ein Pianoforte deutschen Fabrikates gezeigt. Das Instrument war auf den breiten Rücken der Zulus hieher geschleppt worden, wobei es natürlich von der afrikanischen Hitze arg zu leiden hatte und etwas zu Schaden kam. Es zeigte sich noch immer über diese Behandlung „verstimmt“ und ich wäre fast versucht, des Dichters Worte zu wiederholen: „Nur ein klanglos' Wimmern, ein Schrei voll Schmerz entquoll jetzt den metall'nen Zungen!“ Doch, das hinderte uns nicht, ein halbes Stündchen nach dem andern um die Wette zu musizieren. Abwechselnd saßen wir am Klavier, und jeder brachte seine schönsten Lieder und Weisen zum Vortrag. Ja, es war für mich ein schöner, unvergeßlicher Abend, den ich da bei den guten Leuten in Endulinde zubrachte.

Am meisten aber erbaute ich mich über den Tagesabschluß. Der Hausherr nämlich kniete mit seiner Frau und den zwei munteren Kindern nieder, dankte Gott in einem rührend-schönen Gebete für seinen Segen während des ganzen Tages, und empfahl sich und die Seinen dem Schutze Gottes auch während der Nacht. Hierauf dankte er dem lieben Gott in schlichten Worten für die Gnade, daß er an mir habe Gastfreundschaft ausüben dürfen, bat den Herrn, er möge mich auf meiner Reise in allen Gefahren beschützen und mich glücklich an mein Ziel gelangen lassen, und fügte zuletzt noch ein Gebet bei für die armen Heiden im Zululand, daß Gott auch sie zur Erkenntnis der Wahrheit führen und die Arbeiten der Missionare segnen möge. Ich gestehe, ich war sehr gerührt von der Frömmigkeit dieses einfachen, frommen Mannes, der nicht der katholischen Kirche angehört und trotzdem viele aus uns beschämt.

Nun übergab er mir den Schlüssel zu seinem Geschäftslokal, wo für mich ein bequemes Lager aufgeschlagen war, während er, der Gastwirt selbst, in einem zweiten Gemache auf dem Boden schlief. Ein dankbares Ablehnen von meiner Seite hätte ihn beinahe beleidigt. So finden sich überall edelgesinnte, opferwillige Leute; und Gott, der ins Verborgene sieht, wird einst am Tage der großen Abrechnung jedem vergelten nach seinen Werken. Dann werden wir erkennen, wie wahr das Wort ist, das er einst gesprochen: „Was ihr einem der geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.“

Inzwischen waren die Herdfeuer der schwarzen Eingeborenen auf den nahen Bergen schon längst erloschen. Ich aber lag noch geraume Zeit wach auf meiner Lagerstätte und folgte dem Laufe des Mondes, der so hell und klar zu mir hereinblitzte, und überließ mich tiefen, ernstesten Gedanken, bis auch ich zuletzt in Morpheus Armen lag, der mich rasch ins Reich der Träume versetzte.

Am folgenden Morgen erhob ich mich zeitigen und schaute mich nach George, meinem schwarzen Begleiter um. Der hatte sich den Arbeitern meines Gastgebers